

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Glasharmonika

Geißler, Horst Wolfram

Berlin, 1936

Sechstes Kapitel

[urn:nbn:de:bsz:31-143465](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-143465)

Sechstes Kapitel

Durch den freundlichsten Wiener Frühlingsmorgen, der von klingendem Sonnenschein erfüllt und ganz mit Kastanienblüten betupft war, wandelte ein Mann die Himmelfortgasse entlang. Er hieß Pietro Antonio Domenico Trapassi und sah auch so aus wie diese kunstvoll und dramatisch entwickelte, überall mit pompös gerundeten Schnörkeln und hellen Goldglanzlichtern gehöhte Silberreihe, in der jeder einzelne der Vornamen gleich einer gewundenen Barocksäule den Baldachin des Familiennamens tragen half.

Er hatte ein schwarzseidenes Mäntelchen an, schwarze Strümpfe und Schnallenschuhe, setzte die Fußspitzen würdevoll und mit einer Art von wuchtiger Zierlichkeit zu sehr nach auswärts, und auf seine Schultern flossen die Wellenwellen einer altmodischen Allongeperücke herab gleich schön hinrollenden Monologen. Die feierlich dunkle Tracht, die denkmalmäßige und doch anmutige Haltung, die gebändigte Bewegung ließen auf einen Mann schließen, dessen Scheitel auch dann die Sterne berührte, wenn seine Füße gezwungen waren, sich mit dem Holperpflaster einer Wiener Gasse abzufinden.

So schritt er daher, jedem bekannt unter dem Künstlernamen Metastasio.

Vor vierzig Jahren hatte ihn Kaiser Karl VI. zum Hofdichter ernannt. Seitdem war in der Welt einiges geschehen, aber das störte ihn nicht; einen Metastasio konnte die Weltgeschichte nicht irremachen; er dichtete, wie er es in seiner Jugend gelernt hatte, punktum. Kaiser Karls Tochter übrigens, Maria Theresia, war damit ganz zufrieden; auch sie hielt nichts von unnötigen Neue-

rungen, und man sah ja, welche Schwierigkeiten die Freigeisterei eines gewissen gekrönten Herrn bereits gemacht hatte, der nördlicher wohnte und dessen Name in Gegenwart Ihrer Majestät niemals ausgesprochen werden durfte.

Nein, Gott behüte uns vor derlei Trivialitäten. Man hatte ja selber aufs peinlichste erfahren, wohin das führte. Übrigens: Wie stand es bei dem gewissen Herrn mit gewissen Pflichten, deren Erfüllung sein Haus fordern durfte? Miserabel. Die Kaiserin hingegen blickte auf fünf Söhne und elf Töchter, genug, um in sämtliche Dynastien der Welt mit Erfolg hineinzuheiraten.

Eine von diesen Töchtern war die mittelbare Ursache, daß der Hofpoet Metastasio in diesem sonnigen und kastanienblütenbetupften Vormittag durch die Himmelforgasse wanderte und schließlich ein Haus betrat, in dem es merkwürdig genug zuging. Es war ein schmalbrüstiges kleines Haus, das Grund gehabt hätte, sich vor den anderen zu verstecken oder doch mindestens bescheiden zu schweigen; statt dessen jedoch ließ es einen Lärm ins Freie, der eine ziemliche Strecke der Straße beherrschte. Aus den Fenstern des Erdgeschosses, die des warmen Wetters wegen offenstanden, drang die noch keineswegs vollkommene Leistung eines probenden Kammerorchesters und aus dem ersten Stock die Stimme einer Sopranistin, die nur vor den Verzweiflungsausbrüchen und Scheltworten einer anderen Stimme verstummte, um dann mit verdoppelter Macht wieder einzusetzen.

Metastasio trat ein, und wenige Augenblicke später schwieg wenigstens die Orchesterprobe.

„Signor Haffe“, sagte der Dichter zu dem Dirigenten, der ebenso alt, aber viel weniger sorgfältig gekleidet

war, „Signor Haffe, schicken Sie Ihre Leute nach Hause, wir müssen Dringendes besprechen!“

Johann Adolf Haffe, bei Hamburg geboren, war Sänger und Komponist und erst vor kurzem von der Kaiserin dem Kurfürsten von Sachsen weggengagiert worden, dessen Oper er ein Menschenalter hindurch geleitet hatte.

Er galt als der berühmteste deutsche Vertreter der rein italienischen Musik und hatte die gefeierte venezianische Sängerin Faustina Bordoni zur Frau, die eben damit beschäftigt war, im oberen Stockwerk eine Schülerin in die Geheimnisse der Atemfuhrung einzuweihen.

„Ich habe“, sagte Metastasio, „heute nacht das Hochzeitskarmen für die Erzherzogin fertiggemacht, wohl das beste, das mir je gelungen ist.“ Seit vierzig Jahren behauptete er von jedem seiner Gedichte daselbe. „Die Kaiserin, von der ich eben komme, findet es so ausgezeichnet, daß sie es nicht gesprochen, sondern gesungen wünscht. Machen Sie also eine Musik dazu, Maestro! Sie haben noch eine ganze Woche Zeit.“

„Zeigen Sie mir das Manuscript, Verehrtester!“ sagte Haffe und zog seinen Schlafrock fester. „Was? Dies hier? Dieses Konvolut? Das ist ein Dratorium, aber kein Karmen! Streichen Sie so viel weg, daß nur ein Zwanzigstel übrigbleibt, und ich will sehen, ob ich in lumpigen acht Tagen damit fertig werde!“

„Unmöglich! Streichen? In meinem Manuscript?“

„Nun, dann werde eben ich die nötigen Änderungen vornehmen!“

„Unterstehen Sie sich!“

„Allerdings werde ich mich unterstehen! O Gott, dieses Weib macht mich rasend!“ Er riß die Tür auf und

schrie die Treppe hinauf: „Faustina! Komm herunter, mein Engel, und hilf mir! Metastasio ist wahnsinnig geworden! So, nun schweigt sie wenigstens. Ich kann Ihnen sagen, verehrter Freund, es ist keine Kleinigkeit, seit dreißig Jahren mit einer Sopranistin verheiratet zu sein. Ihr Temperament nimmt mit dem Alter zu.“

Faustina erschien in der Tür, und man mußte sich wundern, wie eine so ausgedehnte Berühmtheit in einem so kleinen Haus überhaupt Platz hatte; sie füllte den Türrahmen vollständig aus, und auf ihrem Busen saß eine Taube, die sie — ricordo di Venezia — letzthin von einer Reise mitgebracht hatte; nach den Spuren zu schließen, schien dieser Vogel der Venus schon seit Wochen auf der gleichen Stelle zu wohnen, aber das war nebensächlich, denn der ehemals rote Schlafrock war auch auf allen übrigen Breitengraden voll Flecken.

„Was blöckst du, Giovanni?“ fragte Faustina. „Ach, und da ist Metastasio, der natürlich wieder einen unmöglichen Text zurechtgeschustert hat, wie?“

„Stimmt!“ sagte Herr Haffe. „Aber ich werde ihn trotzdem komponieren. Fragt sich nur: Wer soll ihn singen? Die Gabrieli?“

„Dieses Weib kommt mir nicht über die Schwelle!“ erklärte Faustina. „Sie hat von mir gesagt —“

„Ich weiß, ich weiß, ärgere dich nicht, mein kleiner Liebling! Aber wer sonst?“

Die Signora wurde noch majestätischer, soweit dies möglich war, und aus ihren schwarzen Augen sprühte ein imponierendes Feuer. In wirkungsvollem Gegensatz dazu sagte sie in ganz nebensächlichem Tone: „Nun, ich werde euch helfen. Da alle Welt nach Wien kommt, um bei Faustina Bordonù die wahre Kunst des Gesanges zu

studieren, obwohl diese elende Gabrieli — ich lache! — es wagt . . .“

„Ja doch, mein Engel!“

„Du hast recht, Giovanni, sie ist nicht wert, daß man sich über sie ärgert. Da also alle Welt zu mir kommt, so werde ich einen ganz neuen Stern vor euren erstaunten Augen aufgehen lassen, und die Gabrieli soll plätzen!“

„Wen nämlich?“

„Die Davies!“

„Irrtum!“ sagte Metastasio. „Ich kenne sie, man hört und liest überall von ihr, aber sie singt nicht, sondern spielt ein neues Instrument, das Harmonika genannt wird. Übrigens ist sie nicht in Wien, sondern in Paris, und —“

„Was Sie nicht alles wissen!“ loderte Faustina verächtlich. „Ich, mein Lieber, meine nicht die Harmonika-spielerin, sondern ihre Schwester Cecilie, die ein Phänomen ist. Und da sie ein Phänomen ist, mußte sie natürlich zu mir kommen. Ich hoffe, Sie verstehen das?“

„Ja, aber niemand kennt —“

„Ein Phänomen! Das sage ich! Genügt das etwa nicht?“

„Und sie kommt nach Wien?“

„Außer Ihnen, mein Herr Metastasio, weiß jeder Mensch in Europa, an wen er sich zu wenden hat, wenn er die letzte Höhe der Gesangkunst erreichen will.“

„Verzeihen Sie“, sagte Metastasio vernichtet, „ich hatte ja auch niemals die Absicht, singen zu lernen!“

„Ein Glück für die Welt! Es genügt, daß Sie dichten.“

Hasse, dem Faustinas Liebenswürdigkeit unheimlich wurde, mischte sich besänftigend ein. „Überlassen Sie

also alles Weitere uns beiden“, sagte er zu dem Dichter. „Die Familie Davies kommt uns überaus gelegen — erzählt man sich nicht Wunderdinge von ihnen? Hoffentlich wird diese Cecilie keine Enttäuschung!“

„Meine Schülerin?“ fragte Faustina, und die Männer verstummten endgültig.

Die Kaiserin war von den beiden Schwestern entzückt, also auch die ganze Hofgesellschaft.

Das „Pastorale amoroso“, von Hasse komponiert, war von Cecilie mit himmlischer Reinheit vorgetragen worden, und Marianne hatte sie auf der Harmonika begleitet. Der Klang des wahrhaft außergewöhnlichen Soprans schien ebenso wie der Klang des geisterhaften neuen Instruments vollkommen selbständig und von der Materie losgelöst in der Luft zu schweben; man hatte den Eindruck, daß alles Irdische und Schwere zurücktrat und der Blick frei wurde in ein Arkadien der Seele, in ein stilles, wunschloses Land, wo es nichts als Erfüllung gab, und als die Musik verstummte war, glaubte man, bei der Erinnerung an diesen Ausblick nie wieder traurig, freilich aber auch nie wieder ganz glücklich werden zu können. Die Kaiserin führte ihr Schnupftuch an die Augen, und dies war das Zeichen, daß Wien für die nächsten Wochen in Tränenströmen zu baden habe.

Besonders aber die Kinder der Kaiserin hatten sich in die bewunderten englischen Mädchen und ihre Kunst verliebt, und die noch nicht zehnjährige Marie Antoinette, dem Wesen nach reifer, als ihre Jugend vermuten ließ, schloß sich mit einer Art von seltsamer Leidenschaft an Marianne an. Obgleich die Schwestern nach Beendigung des Konzerts die Hofburg zu verlassen hatten, hängte

sich die kleine Erherzogin so beharrlich an Mariannes Kleid, daß Maria Theresia, die diese Szene zufällig bemerkte, in der freundlichsten Laune und zum Schrecken der Oberhofmeisterin die zeremonielle Ordnung ein wenig umstieß und den Wunsch aussprach, die Engländerinnen möchten bei dem nachfolgenden Ball als Zuschauerinnen unter den Geladenen bleiben. Wider Erwarten stürzte die Welt deshalb nicht zusammen; für die Schwestern Davies aber wurde der Tag wichtig. Durch die Vermittlung Haffes und Metastasio wurden sie an den Hof verpflichtet, um den Prinzessinnen Musikunterricht zu geben und mit den kaiserlichen Kindern jene kleinen Gesangs- und Ballettszenen einzuüben, die öfter aufgeführt wurden und Maria Theresia sehr liebte — wären alle ihre sechzehn Kinder noch beieinander gewesen, so hätte man mit ihnen schon eine große Oper besetzen können.

Glück! Der ehrenwerte Walter Davies, der immer weniger musizierte, sich dafür jedoch immer behaglicher in dem Ruhm seiner Töchter sonnte und nebenbei immer mehr trank, mietete eine Wohnung neben Johann Adolf Haffes Behausung, weil ihn der Lärm dieser Gegend an Long Acre erinnerte und er in Faustina eine Seelenfreundin gefunden hatte: Beide standen einander an Selbstbewußtsein nicht nach und umgaben sich mit geradezu donnernden Gloriolen. Übrigens war Faustina eine vortreffliche Lehrerin für Cecilie; was der Stimme noch an letztem Glanz fehlte, konnte sie ihr verleihen, und vor allem hatte sie, was Cecilie nicht gegeben war: das große Temperament für Opernpartien. Denn Faustina wollte durchaus eine Bühnensängerin aus ihr machen, teils aus Überzeugung, teils um der verhassten Gabrieli eine Nebenbuhlerin zu schaffen. „Noch ein paar



Monate bei mir“, sagte sie zu Walter Davies, „und Ihre Tochter ist reis, um für einige Zeit nach Italien zu gehen! Ohne Italien keine Kunst, mein Lieber! Wer nicht in Italien war, kennt die Lust nicht, in der allein eine große Sängerin erwachsen kann!“

Umsprudelt von dem Eifer und den Phantasien Faustinas, wurde die kleine blonde Cecilie während dieses Wiener Aufenthalts zum Mittelpunkt der Familie. Marianne blieb immer stiller für sich, übernahm den Haupttheil der Arbeit bei Hofe und gab ihre Konzerte mit demselben Erfolg wie in London und Paris: Aufgelöst, hingerissen, schluchzend und schwermütig erstarrt saß das Publikum zu ihren Füßen, eine Epidemie des Schwärmens brach aus — und bei all diesen Ekstasen verhielt sich Marianne sonderbar bestrebt, ungreifbar wie die Klänge, über die sie herrschte, und gleichsam nur herein-

blickend in eine Welt, die sie wohl schuf, zu der sie aber nicht gehören konnte. Ohne daß sie es wollte, bildete sich eine Atmosphäre des Geheimnisvollen um sie. Die Zartheit und Melancholie ihrer Erscheinung, ihre Blässe, der eigentümlich leidende Ausdruck ihres Gesichts, ihre Schweigsamkeit — konnte man sich überhaupt etwas anderes zu einem Wesen denken, das solche Erschütterungen des Herzens bewirkte?

Da war ein junger Mensch, ein über alle Begriffe eleganter Engländer, den man häufig um Marianne sah. Er fehlte bei keinem ihrer Konzerte, fuhr sie zuweilen in seiner ganz prächtigen Kutsche spazieren und liebte sie — nichts wußte man in den Wiener Barbier- und Kaffeestuben genauer — mit einer ebenso unwandelbaren wie hoffnungslosen Zuneigung. Die Unwandelbarkeit erkannte man — auf die Hoffnungslosigkeit, die der ganzen Geschichte den eigentlichen Reiz verlieh, durfte man aus der Tatsache schließen, daß er gleichermaßen schwermütig und zurückhaltend wie Marianne selber war. Er hatte in Grinzing ein Gartenhaus gemietet, in dem er das Dasein eines Einsiedlers oder eines melancholischen Schäfers führte. Er sprach mit niemand, schon weil er kein Wort Deutsch konnte, und mied die Gesellschaft. Seine Hausbesorgerin, die er aus England mitgebracht hatte, war ein wirkliches Gespenst, vor dem alle Kinder die Flucht ergriffen, wenn es sich in seiner langen, schwarzen Dürreheit und einer ungeheuren Spitzenhaube zeigte, deren Bänder wie bei einem unheimlichen Seetier wallten und nur eine bössartige Geiernase freigaben. Vielleicht war es dieses Gespenst, das Marianne Davies davon abhielt, das Haus in Grinzing jemals zu betreten! Aber andere junge Männer, noch dazu aus den besten Kreisen

der Wiener Gesellschaft, verliebten sich ebenso hoffnungslos in sie und waren nicht von Gespenstern umgeben. Welch Geheimnis!

Es gab nur einen, der diesem erregenden Geheimnis nahe war, und der schien leider gar nicht neugierig zu sein.

Der Garten des Engländers grenzte nämlich an den Besitz des Generals Grafen Allendorf, von dem ihn freilich eine hohe Mauer trennte und der bisher recht vereinsamt gewesen war. Nun aber konnte der General endlich aus seiner Stadtwohnung in das sehr geliebte Schloßchen übersiedeln, wie er es jedes Jahr zu Beginn des Sommers tat, wenn seine Pflichten es erlaubten. Durch die Hochzeitsfeierlichkeiten der Erzherzogin Amalie war es diesmal später geworden als sonst, und Allendorf war entschlossen, die Annehmlichkeiten des Landlebens um so friedlicher und zurückgezogener zu genießen. Nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges hatte er seinen Abschied genommen. Er war ein freundlicher, gebildeter und lebenslustiger Herr, Witwer dazu, der von jeher lieber seinen Ariost als kriegswissenschaftliche Werke las und dessen ganze Liebe seinem schönen Garten galt, den er mit jener Sorgfalt und Zärtlichkeit pflegte, die bei kunstvoll zugestutzten Taxusbäumen, Terrassen, französischen Blumenparterres und niedlichen kleinen Wasserfontänen notwendig war.

Nun also wandelte er in diesem Garten umher, schnupfend und stoßstampfend und mit dem Gehaben eines alten Kriegers, das zu seinen Jahren eigentlich noch gar nicht paßte; aber er liebte es, jenen gewissen Herrn im Norden nachzuahmen, den die Kaiserin so wenig schätzte. Seine Gärtner berichteten ihm von der neuen

Nachbarschaft, er hatte jedoch dafür nichts als eine abfällige Bemerkung und gar keine Neugier übrig, und das war schade, denn er würde sich dadurch vielleicht manche Aufregung erspart haben, die nun ohne jede Vorbereitung in seinen sommerlichen Frieden hineinplagte.

Denn kaum hatte er sich in das ländliche Dasein eingewöhnt, als sich auch schon ein fremder Besuch melden ließ.

Der General empfing ihn mit verwunderter Zurückhaltung, denn er hatte seinen Namen noch nie gehört. Moncade? Völlig unbekannt.

Die beiden saßen einander in einem allerliebsten sechseckigen Teezimmer gegenüber, durch dessen hohe und weitgeöffnete Thür der Duft der ersten Rosen hereinwehte.

Allendorf, dem die vortreffliche Erscheinung des Fremden gefiel, fragte höflich, womit er dienen könne.

„Ich wünsche sehr, Ihnen zu dienen!“ sagte Moncade lächelnd. „Während der letzten Tage habe ich öfters versucht, Sie in der Stadt anzutreffen, aber Sie waren stets abwesend, und so werden Sie verzeihen, wenn ich Ihren bukolischen Frieden störe.“

„Ja, die Abreise und das Geleit der Herzogin von Parma haben mir viel Arbeit gebracht, aber damit bin ich nun fertig. Sie bringen hoffentlich nichts Unangenehmes!“

„Nicht daß ich wüßte! Ich bringe Ihr Eigenthum, Herr General, dessen Sie sich freilich vielleicht überhaupt nicht mehr erinnern.“

Allendorf sah ihn fragend an.

„Vor einigen Jahren ist Ihnen an der schlesisch-böhmischen Grenze ein Koffer abhanden gekommen!“

„Daran“, sagte Allendorf, „erinnere ich mich aus ge-

wissen Gründen freilich genauer, als mir lieb ist. Woher aber wissen Sie es?"

„Ich war damals Leutnant im Grenadierregiment von Below.“

„Und wissen also, was aus dem Koffer geworden ist?"

„Oh, ich habe ihn sogar eigenhändig . . . erobert!“ lächelte Moncade und berichtete von dem Hergang so viel, wie Allendorf erfahren mußte.

„Nun“, sagte der General lebhaft, „wenn Sie diesen Koffer heute noch benutzen und so weite Reisen mit ihm gemacht haben, so ist Ihnen natürlich bekannt, daß er nichts von tatsächlichem Wert und trotzdem etwas für mich sehr Wertvolles enthielt!“

Moncade nickte und zog ein Päckchen hervor. „Ich habe Sie aus keinem anderen Grunde gesucht . . . zunächst aus keinem anderen Grunde gesucht, als um diese Briefe in die Hand ihres rechtmäßigen Eigentümers zurückzulegen.“

Allendorf nahm hastig das Päckchen, warf einen Blick auf die Briefe und sagte bewegt: „Allerdings, das sind sie!“ Er stützte den Kopf in die Hand und schwieg lange.

„Sollte man nicht glauben“, fragte er endlich, „daß an bestimmte Dinge ein bestimmtes Verhängnis gebunden ist? Es gibt Menschen, die immer wieder das Bein brechen oder immer wieder im Lotto gewinnen, und es gibt wiederum welche, denen dergleichen nie begegnet. So ähnlich ist es mit diesen Briefen. Es war nicht das erstemal, daß sie mir verlorengingen!“

„Ich weiß“, sagte Moncade.

„Nichts wissen Sie!“ erwiderte Allendorf mit einer vagen Handbewegung und blickte an ihm vorüber in den

Rosengarten hinaus wie in seine Jugend. „Sie können nicht wissen, was ich meine.“

„Es steht in den Briefen“, sagte Moncade. „Elisabeth Berwick hat nie eine Antwort von Ihnen bekommen — daraus läßt sich schließen, daß alle diese Briefe schon damals verlorengegangen sind. Denn Sie sind nicht der Mann, der ein junges Mädchen in so nichtswürdiger Weise sitzenläßt.“

Allendorfs Gedanken kamen aus der Vergangenheit zurück. „Das ist wahr“, sagte er und sah Moncade an. „Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung. Da Sie so viel wissen — vielleicht wissen Sie gar, was aus Elisabeth geworden ist?“

„Geworden?“

Moncade fühlte sich durch diese Frage für einen Augenblick außer Fassung gebracht. Er hatte wohl versucht, sich ein Bild von den damaligen Ereignissen zu machen, und sich dieser und jener Vermutung zugeneigt, aber daß Allendorf so vollkommen ahnungslos war — diesen Gedanken hatte er kaum in Betracht gezogen.

„Sie wissen es also nicht?“ fragte Allendorf enttäuscht.

Moncade vermied zunächst eine gerade Antwort. „Vielleicht wäre es gut, wenn Sie die Freundlichkeit haben wollten, mir mitzuteilen, was Sie wissen! Ich habe den Eindruck, daß auch für Sie in diesem Begebnis manche Lücke ist. Aber ich will freilich nicht in Sie dringen oder gar alte Wunden aufreißen. Wenn meine Neugier Sie schmerzt, so wollen wir die Sache abgetan sein lassen — ich habe Ihnen die Briefe übergeben, und damit gut. Nur dachte ich, daß meine Kenntnisse der Sache Ihnen vielleicht doch nützlich sein könnten...“

„Da Sie den Inhalt der Briefe kennen“, sagte Allendorf, „so wüßte ich nicht, warum ich Ihnen noch irgend etwas verheimlichen sollte. Zwar waren Sie bereits so freundlich, mich gewissermaßen auf Kredit für einen anständigen Menschen zu halten, aber es wird nichts schaden, wenn ich Ihnen den Beweis dafür liefere. Lassen Sie uns aber in den Garten gehen, es wird eng und schwül in diesem Raum — denn gerade hier... nun, Sie werden sogleich davon hören.“

Er trat mit Moncade ins Freie. Der Garten senkte sich steil nach der Stadt hin, auf die man eine prächtige Aussicht hatte, und war deshalb in Terrassen gegliedert, an deren Wänden Drangen- und Zitronenbäumchen, Magnolien und Oleander blühten. Rechts und links von den Terrassen war ein schöner Bestand alter Bäume, die wie natürliche Kulissen auf die kunstvollen Anlagen herabblickten.

Während der General mit seinem Besucher auf der obersten Terrasse hin und her ging, deutete er zu den Linden und Buchen hinüber und sagte: „Die waren damals noch nicht so schattig wie heute. Es ist ein Vierteljahrhundert her. Meine Mutter ließ gerade die Stufenbauten anlegen, und ich freute mich jedesmal über die Fortschritte, wenn ich während der Ferien nach Hause kam. Wo Sie heute die Terrassen sehen, war damals noch ein steil abfallender, sonnverbrannter und recht häßlicher Wiesenhang, aber meine Mutter hatte sich eben in den Kopf gesetzt, etwas Besonderes daraus zu machen, und sie war eine Frau, die alles durchführte, was sie beschlossen hatte, es mochte kosten, was es wollte — wenn ich das noch nicht gewußt hätte, so hätte ich's eben damals erfahren. Ich sagte ‚Ferien‘, denn ich war nicht etwa

Soldat, wie Sie wohl denken, sondern ich studierte in Halle, obwohl meine Mutter es nicht gern sah. Dort also lernte ich Elisabeth kennen. Aus Gründen, über die sie sich niemals genauer aussprach, hatte sie England verlassen. Es ging ihr wohl nicht sehr gut; sie gab Sprachstunden und führte jenes kümmerliche Dasein eines verarmten Fräuleins, das man aus hundert Romanen kennt. Nun, unsere Liebe war ebenfalls romantisch genug. Sie dauerte ein ganzes Jahr, dann fand ich den Mut — es war eben während der Ferien —, meiner Mutter davon zu erzählen und ihr zu sagen, daß ich entschlossen sei, Elisabeth zu heiraten. Entschlossen — ach du lieber Himmel! Wenn jemand das Recht in Anspruch nahm, entschlossen zu sein, so war es allein meine Mutter — und sie war, wie ich später erkannte, entschlossen, diese Heirat zu verhindern! Aber sie ließ es durchaus nicht etwa auf einen Zank ankommen, dazu war sie viel zu klug und hatte viel zu lange bei Hofe gelebt; sie bevorzugte die leiseren, krummen, dafür aber um so gewisseren Wege und Mittel. Also sagte sie weder ja noch nein, sondern sprach von Prüfungszeit und genauem Überlegen und drang in mich, nach unserer Familientradition Soldat zu werden. Durch besondere Umstände, die ich hier nur zu erwähnen brauche, ließ ich mich in der That bestimmen, ihr zu folgen. Ohne daß ich etwas ahnte, wußte sie es so einzurichten, daß ich zu einem Regiment an der ungarischen Grenze kam — und von da an war Elisabeth für mich tot! Ich erhielt nie mehr auch nur eine Zeile von ihr, und die Briefe, die ich an sie schrieb, haben sie niemals erreicht. Ich erfuhr freilich erst viele Jahre später, daß es so war und daß eine recht umsichtig angelegte Intrige meiner Mutter dahintersteckte, die um meiner Karriere willen eine ganz



andere Partie für mich bestimmt hatte. Zudem brach damals der erste Krieg mit Preußen aus, und ich rückte ins Feld.“

Moncade schwieg wartend.

„Es ist kaum mehr zu sagen“, schloß Allendorf seinen Bericht. „Nach Jahren, als meine Mutter gestorben war, fanden sich Elisabeths Briefe. Ich nahm sie mit — es ging wiederum gegen Preußen —, um Nachforschungen anzustellen, falls ich in die Gegend von Halle käme. Aber der Große Friedrich hatte etwas gegen diese Reise. Das Weitere wissen Sie.“

Moncade wußte es freilich, und besser als der General. Das Unglück hatte seine dunkle und schwere Hand auf Elisabeth gehabt, auch nach ihrem Tode.

Vorsichtig und zurückhaltend, wie Moncade geworden

war, behielt er das letzte und größte Geheimnis, von dem Allendorf offenbar nichts ahnte, als Haupttrumpf in dem schwierigen Spiel, das er für Charlotte zu gewinnen hoffte, diesmal noch für sich und sagte: „Ich werde aus bestimmten Gründen längere Zeit in Wien bleiben — vielleicht habe ich Ihnen noch einiges mitzuteilen, Herr Graf, worüber ich selbst noch nicht völlig im klaren bin.“

„Sie machen mich neugierig!“

„Eben, um diese Spannung nicht zu enttäuschen, möchte ich —“

„Sie wissen, wo Elisabeth lebt?“

„Verzeihen Sie! Ich weiß bestimmt, daß sie gestorben ist — und zwar bald nach der Trennung von Ihnen!“

„Gestorben...“, sagte Allendorf. „So... Elisabeth... ich bin wahrhaftig traurig, Herr von Moncade... In solchen Augenblicken fühlt man, daß man eigentlich nie aufgehört hat, einen Menschen zu lieben, wiewohl fast ein Vierteljahrhundert dazwischenliegt — und was ist während dieser Zeit alles geschehen!“ Er schüttelte den Kopf und verstummte.

Moncade verabschiedete sich. Der General dankte ihm, ließ sich seine Adresse geben und bat ihn, gewiß bald wiederzukommen.

Als Moncade die Gartentür hinter sich geschlossen hatte und eben den Weg nach der Stadt einschlagen wollte, blieb er fast erschrocken stehen: Da auf dem staubigen Wege vor ihm war eine lange, schwarze Gestalt wie aus dem Boden aufgetaucht.

„Missis Hawkins — Marjorie!“ rief er. „Was tun Sie hier — oder ist es Ihr Geist? Muß ich mich bekreuzigen?“

„Halten Sie das, wie Sie wollen“, antwortete sie,

machte ihren hingebogenen Rauchsäulenknicks und veränderte ihr Gesicht in einer Weise, die einem Lächeln ähnlich war. „Schaden kann es jedenfalls nichts. Was ich tue? Nun, ich besorge Edwards Haus, da ich in Hallfield Hall zur Zeit nichts zu suchen habe.“

„Was — Edward ist in Wien?“

„Kommen Sie herein“, sagte Marjorie, „niemand braucht uns zu hören, und Edward wird sich gewiß freuen.“

„Hier wohnen Sie? Ich werde abergläubisch!“

„Der Zufall ist nicht so groß, wie Sie vielleicht denken“, antwortete sie und führte ihn durch den verwilderten Garten. „Ich habe dieses Haus ausgesucht, weil ich erfuhr, wem der Besitz nebenan gehört.“

„Sie hatten sich den Namen gemerkt?“

„Wenn etwas mit dieser Sache zusammenhängt, so vergesse ich nicht das geringste. Wozu lebe ich denn!“

„Das ist unheimlich, Marjorie!“

„Es ist nur beharrlich, Sir.“

„Aber Edward kennt seinen Nachbarn noch nicht?“

„Nein, weshalb auch! Er kümmert sich ja nicht um diese Sache, wie Sie wissen.“ Moncade betrachtete sie von der Seite; wenn sie von „dieser Sache“ sprach, sah sie wirklich aus wie ein böser Geist. „Und bei Ihnen, Sir? Geht es vorwärts?“

„Ich hoffe.“

„Werden Sie mir davon erzählen?“

„Heute nicht, aber vielleicht bald.“

„Ich habe warten gelernt“, sagte Marjorie. „Seien Sie freundlich zu Edward — es geht ihm nicht gut.“

Als Moncade die Tür zu Edwards Zimmer öffnete, fielen ihm die Töne eines schwindstüchtigen kleinen Spi-

netts wie Glascherben entgegen. Edward saß an dem Instrument und spielte verloren vor sich hin. Er fühlte den Zugwind, drehte sich um und sprang auf.

„Endlich!“ sagte er und streckte dem Freunde die Hand entgegen. „Ich hatte so lange nichts von Ihnen gehört, daß ich sicher war, Sie würden eines Tages hier auftauchen.“

„Sie aber, Edward — was tun Sie hier?“

„Wo Marianne ist, da bin ich auch.“

„Marianne Davies ist hier?“

„Das wußten Sie nicht?“

„Nein. — Und die alte Marjorie? Ich hätte sie fast für ein Gespenst gehalten.“

„Marjorie ließ nicht locker, ich wurde kaum gefragt. Sie will dort sein, wo ihr Opfer ist.“

Moncade sah ihn fragend an.

„Nun, der ehrenwerte Sir Horatio Berwick!“

„Hier? Auch hier?“

„Ich sagte Ihnen ja schon in Paris, daß er bestimmte Aussichten hatte, als Gesandter nach Wien zu kommen, erinnern Sie sich? Er ist noch nicht eingetroffen, aber seine Ernennung wurde bereits bekanntgegeben. Ja, Horatio weiß, was er will, und was er will, das setzt er auch durch. Ich wünschte, sein Sohn hätte einen Bruchteil dieser Energie geerbt! Und wie geht es Ihnen?“

„Ich habe viel zu erzählen.“

„Oh, tun Sie es nicht, Moncade! Ich kann mir denken, um was es sich handelt — aber verschonen Sie mich damit! Glauben Sie mir: ich habe genug mit mir selber zu tun.“

„Mir scheint sogar, mehr als genug!“

Edward schwieg eigensinnig.

„Glauben Sie nicht doch, daß wir manches zu besprechen haben?“

„Nein“, erwiderte Berwick, „denn Sie können mir ja nicht helfen. Niemand kann mir helfen. Marianne liebt mich nicht, das ist alles; sie duldet mich nur, und auch dies mit einer Überwindung, die ich deutlich genug fühle. Was wollen Sie also? Lassen Sie mich mit meinem Schicksal allein, das ist der vernünftigste Rat, den ich Ihnen geben kann.“

Moncade antwortete ruhig: „Ich brauche keinen Rat, aber ich sehe, daß Sie einen Freund brauchen! Edward! Ich habe mich schon in Paris um Sie gesorgt — aber was ist derweilen aus Ihnen geworden? Ein klagender Schäfer!“

„Ist das nicht immerhin etwas?“ fragte Edward bitter.

„Sie waren einmal der eleganteste junge Lagenichts von London — ich wollte, Sie wären es noch!“

„Ich frage mich auf wie meine Kleider — was übrigbleibt, ist Erinnerung... und vielleicht nicht einmal das.“

Moncade drang in ihn: „Edward! Ich will mich gewiß nicht als Beispiel anpreisen, aber verlassen Sie sich darauf: Ich werde mein Leben so haben, wie ich es wünsche!“

Berwick zuckte die Achseln. „Ziehen Sie daraus die einzige Lehre, daß ein Mensch wie Sie sich nicht an einen Unglücklichen hängen darf — ich werde es Ihnen nicht übelnehmen.“

Nach nutzlosem Hin und Her ging Moncade. Er war traurig und überlegte, wie man diesem schwachen Menschen helfen könnte.

Der Gedanke, Marianne aufzusuchen, lag nahe.

Er fand sie zu Hause und sah, wie sie erschrak, als er unvermuthet vor ihr stand.

„Herr von Moncade...!“ sagte sie. „Weshalb hat mir die Magd Ihren Namen nicht genannt! Ich war nicht vorbereitet, Sie so plötzlich wiederzusehen!“

„Ich komme ungelegen?“

„Nein, aber ich hätte mich ein wenig hübsch gemacht für Sie — es wäre wohl notwendig gewesen.“ Sie sah blaß und krank aus. „Ach, schütteln Sie nicht höflich den Kopf, es ist eine mitleidige Lüge, und Mitleid tut so weh!“

„Mitleid!“ sagte er mit einem Versuch, zu scherzen. „Es gäbe wohl nichts Unsinnigeres für eine Frau, die von aller Welt angebetet wird! Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen prophezeite, als wir uns in Paris zum letztenmal sahen? Die Hauptstädte Europas liegen zu Ihren Füßen, Marianne, ich habe recht gehabt. Lieber sollten Sie Mitleid haben mit mir, einem armen irrenden Ritter!“ Während er sprach, nur um überhaupt zu sprechen, betrachtete er sie. Seit ihrer Trennung hatte sie sich recht verändert; die wunderbare Zartheit, die schon damals in ihr lag, war fast überirdisch und gleichsam zu ihrem eigentlichen Wesen geworden. In dem ganz blassen und schmalen Gesicht standen die Augen nicht wie Sterne, sondern wie ein Stück rätselhaften Nachthimmels. Moncade mußte bei ihrem Anblick an den Hauch des Windes denken, der aus dem Dunkel kommt und mit unsichtbaren Händen in eine Aolsharfe greift — sie erklingt und klingt noch, wenn die unsichtbaren Hände schon vorübergeglitten und in dunkler Unendlichkeit verschwunden sind. Was war das? fragten die Menschen und fühlten einen Schauer

vor dem Geheimnis der Welt, dessen Saum über ihre Stirn gestreift ist.

Marianne blickte lächelnd zu ihm auf: „Arme irrende Ritter pflegen durch das Land zu ziehen auf der Suche nach einer verzauberten und unerlösten Prinzessin... Soll ich fragen? Haben Sie Ihre Prinzessin gefunden?“

„Ich hoffe es!“ antwortete er.

„Ja...!“ sagte sie, und da geschah es ihm, daß sie an seiner Brust lag, leicht und hell wie ein hingestreifter Lichtstrahl. Er fühlte ihre Hände auf seinen Schultern, spürte den Duft ihres Haares und die Wärme des Atems, spürte, wie sie ganz selbstvergessen weinte — und vielleicht zum erstenmal in ihrem armen kleinen Dasein glücklich war.

Moncade stand regungslos erschrocken, aber sein Herz zitterte.

Er hatte sich noch nie gefürchtet — jetzt tat er es, weil er keinen Rat wußte.

Während er über das Mädchen hinweg nach dem Fenster starrte, traf sein Blick den Papagei, der lautlos, bewegungslos hinter seinem Gitter saß und das Auge auf ihn gerichtet hielt. Von Grauen überlaufen, streichelte Moncade Mariannes Haar und suchte sich zu fassen, um einen Ausweg aus diesem Irrgarten der Liebe zu entdecken.

Einfach schweigen konnte er nicht. Log er aus Mitleid, und um sie zu schonen, so kam es zu den schrecklichsten Verwicklungen, durch die alle unglücklich werden mußten. Sagte er die Wahrheit, so brach Marianne zusammen.

Er führte sie zum Sofa, setzte sich neben sie und hielt ihre Hand in der seinen. „Ruhig, ruhig...!“ sagte

er und versuchte, im Ton eines Arztes zu sprechen. „Mein liebes Kind, meine liebe Marianne! Sie wissen, wie ergeben ich Ihnen bin und daß Sie stets auf mich zählen können... aber Ihre Nerven halten dergleichen Erregungen wahrhaftig nicht stand. Sie müssen sich schonen, unbedingt schonen, Marianne!“

Seine Worte schienen sie gefaßter zu machen, und er redete weiter, fast ohne zu wissen, was er sagte.

„Ich werde mit Ihrem Vater sprechen. Sie sind überanstrengt, gewiß! Dieses gespenstliche Instrument zerstört Sie — nicht umsonst wird Ihre Kunst mit Zauberei verglichen. Fassen Sie sich nur, hören Sie mir zu...“

Vielleicht hatten seine letzten Worte entschlossener geklungen, als er wollte — Moncade wäre für diese Art von Frauen ein ungeschickter Liebender gewesen.

Marianne ließ ihr Taschentuch sinken und sah ihn aus weiten Augen an. „Was wollen Sie mir sagen?“

„Nichts... nein... aber bedenken Sie, mein Kind, daß es einen Menschen gibt, der Sie grenzenlos liebt, der nur für Sie lebt — Sie wissen, wen ich meine. Ich komme von ihm —“, Moncade fand seine Ruhe allmählich wieder, „— es war eine traurige Stunde, und ich bin sein Freund!“

Marianne starrte ihn an, im Dunkel ihrer Augen stieg Erkenntnis auf.

„Moncade...!“ sagte sie. „Ich liebe Sie — und Sie sprechen von Edward Berwick...?“

„Ich muß es tun, es ist meine Pflicht — nicht nur ihm gegenüber — er ist es, der Sie liebt, so liebt, wie Sie es verdienen, ja...“

Marianne schrie leise auf, ein Wehlaut, als ob feines



Glas zerspränge, und legte die Hände an die Schläfen
... wollte aufstehen — und brach zusammen.

Er nahm sie, die plötzlich seltsam schwer war, und
legte die Bewußtlose auf das Sofa, so saust er konnte.
„Armes Kind!“ murmelte er.

Dann rief er die Magd. —

Moncade hatte, als er Charlotte am Morgen verließ,
die Absicht gehabt, nach seinem Besuch bei Allendorf
sogleich zu ihr zurückzukehren. Aber das Gesicht dieses
Vormittags war anders geworden, verworrene Runzeln
kreuzten sich wie Schicksalslinien darin; er blickte in die-
ses schwermütige und rätselhafte Antlitz und erkannte nur
eines mit Gewißheit: daß das Unerwartete auch die
ruhigste Überlegung störte.

Ohne genau zu wissen, wo er war, ging er nachdenk-

lich und traurig durch die fremde Stadt. Es war ihm zuzufühlen, als ob alle Dinge einen Teil ihrer Faßbarkeit verloren hätten und als ob das feste Wesen der Welt, mit dem er umzugehen gewohnt war, plötzlich einer Art von Durchsichtigkeit gewichen sei, die freilich nichts klärte, sondern nur Verwirrung hervorrief, weil sie vieles halb, nichts aber ganz erkennen ließ. Er wünschte, die Begegnung mit Marianne möchte ein Traum gewesen sein. Denn alles, was mit ihr zusammenhing, war in einem seltsam schwebenden Zustande; es schien nicht ganz bis in den Himmel hinauf, bestimmt aber auch nicht ganz bis zur Erde herab zu reichen; das Tatsächliche um sie herum war gleichsam in jedem Augenblick bereit, sich aufzulösen oder in eine Zwischenebene entrückt zu werden.

Heillose Verwirrung! dachte er und versuchte, ärgerlich zu werden und dadurch wieder Boden unter die Füße zu bekommen. Dieses Mädchen lebt in einer eingebildeten Welt, und niemand kann wissen, welche Gebilde und Gefühle ihre Phantasie noch hervorbringt! Das ist schlimm, aber vielleicht könnte sie sonst überhaupt nicht leben. In einem Punkt freilich muß sie recht haben: Gewiß liegt ein Fluch von jeher auf diesem Instrument, dem sie sich verschrieben hat, wie Doktor Faust im Puppenspiel sich dem Teufel verschreibt. Dieser Papagei! Ich würde ihm den Hals umdrehen, wenn er mir gehörte, und es wäre wohl am besten gewesen, ich hätte es wirklich getan. Moncade spürte mit Genugthuung, wie sein Unwille sich Bahn brach und das gespenstische Gewölk zerfegen würde. Man stelle sich nun aber vor, das unglückliche Wesen erfährt etwas von Charlottes Dasein — vortreffliche Ausichten mitten auf die Feuerstelle von des Teufels Küche! Und weshalb das alles? Weil

ich's nicht lassen kann, mich in Dinge zu mischen, die mich verdammt wenig kümmern sollten, statt daß ich meine eigenen Angelegenheiten in Ordnung bringe. Oder will jemand behaupten, sie wären schon in Ordnung? Ach, keineswegs, sie sind schon allzulange in Unordnung! Aus lauter Vorsicht und Umsicht schiebe ich's auf, den elenden Knoten zu lösen, und deshalb müssen immer neue Knoten hinzukommen. Nun aber ein Ende mit diesen Bedenken!

Er ging nicht mehr, er marschierte, und dabei summtete er das Signal „Avancieren!“ vor sich hin.

In dem Gasthaus, in dem er sich einquartiert hatte, fand er Charlotte am Fenster ihres Zimmers mit einer Handarbeit beschäftigt.

„Spitzen!“ sagte er lachend und breitete die Arme aus. „Schon wieder Spitzen, noch immer Spitzen?“

Sie kam ihm entgegen. „Da ich ein armes, davongelaufenes Mädchen bin“, antwortete sie zwischen seinen Küssen, „so will ich auf diese Weise doch wenigstens etwas nachholen für meine Aussteuer — vorausgesetzt, daß Herr von Moncade noch immer die freilich unbegreifliche Absicht hat, mich zu heiraten!“

„Ach, meine Charlotte“, sagte er und hielt sie an den Schultern von sich weg, um sie besser betrachten zu können, „wenn du ahntest, was mir dieser Vormittag an sonderbaren Dingen gebracht hat, so würdest du verstehen, daß ich nichts in der Welt mehr wünschen muß, als dich zu heiraten! Und zwar diese Charlotte, die ich hier vor mir habe — nicht etwa jene blasser, nur halb entschlossene und fast verkümmerte, die ein Abenteuerer namens Moncade in einer gewissen Nacht in seine Kutsche packte, um mit ihr über alle Berge zu fahren! Wahrhaftig, jeden Tag wundere ich mich von neuem, was aus dir wird! Ange-

nommen selbst, deine Flucht wäre eine Sünde gewesen, so muß der Himmel eine Vorliebe für derlei Sünden haben, denn er blickt offenbar mit dem wohlgefälligsten Lächeln auf dich herab. Weißt du eigentlich, Mädchen, wie schön du bist?“

„Und wenn ich's wäre — für wen?“

„Für mich, das versteht sich von selber!“

„Sieh einer den eingebildeten Herrn an!“ sagte sie. „Aber so seid ihr Männer: nach der kürzesten Zeit versteht sich bei euch alles von selber!“

„Leider nicht alles!“ erwiderte er mit einem halben Seufzer und schob einen Sessel, dem ihren gegenüber, ans Fenster. „Seit einem Jahre muß ich die Erfahrung machen, daß gerade diejenigen Dinge, die sich am ehesten verstehen sollten, es am wenigsten tun.“

„Bewölkt!“ sagte Charlotte komisch-ernst. „Aber ich werde deinen Himmel schon wieder blankputzen!“

Er lächelte. „Deine Freundin war klug und hatte recht: du mußtest fort, oder du wärest eingegangen wie eine Pflanze, die schon das Blühen verlernt hat und nun vollends himwelkt.“ Er zog das Medaillon aus der Tasche und öffnete es. „Wenn ich denke, wie traurig du einmal ausgesehen hast...“

Charlotte sah verlegen auf das Bildchen. „Dieses verzweifelte Ding — ich wollte fast, ich hätte es nie aus der Hand gegeben!“

„Weshalb?“ fragte Moncade unbarmherzig. „Weil du darauf nicht so hübsch bist wie heute?“

„Höre“, sagte sie und wand sich ein wenig, „ich muß dir endlich ein Geständnis machen. Du glaubst, daß dies mein Bildnis ist. Zwar hab' ich das niemals behauptet,

aber ich ließ dich doch bei deinem Glauben, weil es mir ja wahrhaftig ähnlich ist. Aber ich bin es nicht.“

„Nicht?“

„Nein.“

„Also hab' ich jahrelang eine fremde Frau mit mir herumgetragen und manchmal sogar geküßt?“

„Ja.“

„O falsche Schlange!“ sagte er mit künstlicher Empörung. „Sollte man einen so himmelschreienden Betrug für möglich halten? Wer ist es also?“

„Das weiß ich nicht“, gestand sie, Tränen in der ängstlichen Stimme. „Meine Mutter gab es mir einmal, aber sie wußte wohl auch nichts.“

„Doch“, sagte Moncade, „sie wußte es!“

Charlotte blickte verwundert auf. „Wirklich? — Und du? Du scheinst es auch zu wissen?“

Er lehnte sich zurück und legte die Fingerspitzen gegeneinander. „Du hast ein großes und blindes Vertrauen zu mir gehabt, Charlotte, und ich danke dir dafür. Ich wußte manches, was ich dir nicht sagen durfte, ehe die Zeit da war. Heute ist sie da, und heute erst darf ich dir eine Geschichte erzählen — eine Geschichte, die zum Teil traurig und zum Teil komisch ist, zum Teil abscheulich und zum Teil schön — — eine Geschichte eben, wie sie das Leben sich ausdenkt. Höre zu!“

Moncade hatte vermutet, daß Edward ihn auffuchen würde. Aber niemand kam. Er ging zwei- oder dreimal zum Hause der Davies, um sich nach Marianne zu erkundigen, und wurde stets mit der Entschuldigung abgewiesen, Marianne sei durchaus nicht imstande, Besuche zu empfangen, der Arzt habe es verboten.

Gepainigt von dem Gedanken, daß er der Urheber dieses Unglücks war, machte er sich in der folgenden Woche auf den Weg zu Edward, um mit ihm zu reden.

Marjorie öffnete und war erstaunt, als er nach Berwick fragte. „Sie wissen nicht, daß er abgereist ist?“

„Kein Wort! Was ist da geschehen?“

„Die ganze Familie Davies ist abgereist“, sagte die Alte, „und da mußte er natürlich mit. Gibt es wohl etwas Schlimmeres als die Liebe?“

Moncade ließ sich erzählen, was Marjorie wußte.

Marianne, in einem rätselhaften Zustand des Zusammenbruchs und der Verzweiflung, hatte alle Bindungen an den Hof, alle Verpflichtungen für Konzerte gelöst. Obgleich ihr Vater sie beschwor, auf ihn und ihre Schwester Rücksicht zu nehmen, ihre glänzenden und verheißungsvollen Aussichten nicht zu zerstören, war sie — völlig gegen ihr sonstiges Wesen — unerschütterlich bei ihrem Entschluß geblieben, Wien sogleich zu verlassen. Die Versuche, ihren Sinn zu ändern, hatten sie so gereizt und solche Zustände bei ihr hervorgerufen, daß man ernstlich um ihren Verstand besorgt sein mußte.

„Das arme Ding!“ sagte Marjorie. „Niemand weiß, was ihr eigentlich fehlt. Ich glaube, es ist dieses verfluchte Instrument, es hat ihre Nerven vollends zerstört. Edward meint es auch; wenn man sieht, wie es auf die Zuhörer wirkt, wieviel schrecklicher muß es auf den Spielenden wirken! Und dann noch dieses ewig brüllende Riesenweib, diese Faustina!“

„Wer?“

„Die Lehrerin der kleinen Cecilie. Sie hat die Familie schließlich überredet, nach Italien zu gehen.“

„Nach Italien also!“

„Edwards Begleitung wurde gnädigst angenommen! Während die Davies im ersten Wagen fahren, darf Edward im zweiten neben dem Riesenweib sitzen. Ich fürchte, sie wird ihn bei der ersten scharfen Ecke breitdrücken wie einen Pfannkuchen, und ich glaube bestimmt, daß letzten Endes er es ist, der alles bezahlen darf, der arme Junge! Als ob es gerade diese Marianne sein müßte! Als ob es in Wien nicht genug andere Mädchen gäbe, die wahrscheinlich hübscher und bestimmt weniger verrückt sind! Aber was will man machen! Er hat Elisabeths Hartnäckigkeit, und deshalb wird er auch so unglücklich werden, wie Elisabeth es war.“

Moncade hörte dies alles mit Kopfschütteln. „Und Sie, Marjorie?“

„Ich?“ sagte sie. „Als ob ich jemand wäre!“

„Sie bleiben hier?“

„Darüber wurde nicht gesprochen, denn alles ging so schnell, daß man an mich gar nicht denken konnte. Also bleibe ich hier.“

„Und was tun Sie?“

„Ich warte“, antwortete sie, „wie immer.“

„Wann wird Sir Horatio nach Wien kommen?“

„Das weiß niemand. Edward sagte mir, daß er augenblicklich auf einem Schloß in Frankreich zu Besuch ist, bei einem Grafen Riol, den er früher einmal kennen gelernt hat. Der alte Affe, bei einem Grafen! Ich sehe ordentlich, wie er sich aufplustert und den großen Mann spielt. Und was ist er, genau gesehen? Ein Zimtkrämer!“

„Nur daß er nicht nach Anzen, sondern nach Schiffsladungen rechnet“, erwiderte Moncade.

Er benutzte die Gelegenheit, um Allendorf seine Aufwartung zu machen, und fand den General in der besten

Laune, wie er — immer nach dem Vorbild jenes gewissen Herrn, der seinen Besuch in Halle verhindert hatte — zwischen Drangenbäumchen, Lorbeerkugeln und weiß gestrichenen Bänken auf seinen Terrassen herumkommandierte und alles besser wußte als die Gärtner. Er trug einen weißen Waffenrock, und zwar offenbar mehr wegen der Hitze als wegen der Repräsentation; über dem goldgestickten Kragen leuchtete sein vor Eifer gerötetes Gesicht, und auf der weißen Brust hatte sich der herunterbröselnde Schnupftabak in erstaunlichen Mengen abgelagert, die Allendorf gelegentlich mit spitzem Finger wegschnippte.

„Viel zu tun!“ sagte er und schob die etwas verrutschte Perücke zurecht. „Sie glauben nicht, was ein endlich abgehalfterter General alles nachzuholen hat, wenn er noch ein bißchen vom Leben haben möchte — vollends wenn er niemals ein begeisterter Soldat gewesen ist, sondern sich viel lieber mit den schönen Künsten beschäftigt hätte. Ich finde, wir leben in einem kuriosen Zeitalter; auf der einen Seite werden Kriege über Kriege geführt, auf der anderen stirbt man vor Empfindsamkeit, und ich hätte, weiß Gott, Lust, auf meine alten Tage noch Schäfchen zu hüten oder in einem Naturtheater den Liebhaber zu spielen, der von seiner Chloe an einem himmelblauselidenen Bande genasführt wird. Das erinnert mich übrigens daran, daß ich Ihnen eine Einladung zu meinem Gartenfest schicken wollte, aber Ihre Adresse verlegt hatte. Nun, so sag ich's Ihnen also ohne alle Förmlichkeit und hoffe, Sie werden mir den Gefallen tun, zu kommen! Es ist ein Kreuz, junge Leute zusammenzukriegen — und alte mag ich nicht!“

Moncade bedankte sich und nahm an.

„Die Vorbereitungen, die Sie hier sehen“, erklärte Allendorf, „sind für das Fest“, und Moncade mußte teilnehmend alles betrachten. Die kleinen Wasserfontäne, die es auf jeder Terrasse gab, wurden in Ordnung gebracht, Blumeneinfassungen hergerichtet; hinter dem Schloßchen wurde der Rasen geschoren und ein Podium für die Musik errichtet; ein wenig tiefer im Park sollte ein Zelt stehen — „und hier, wo die Büsche dichter und die Wege verschlungener werden, kann Cupido meinerwegen Blindkuh spielen“, sagte Allendorf lachend. „Vielleicht stelle ich ihm einen Altar in das Säulentempelchen, das Sie dort oben sehen — er hätte ihn wohl verdient, denn von allen Göttern ist er der einzige, der noch im Kurse steht, eine respektable Leistung, wenn man bedenkt, daß er immer nur das eine kurze, alte Lied singt. Die Menschen sind im Grunde genommen doch recht bescheiden in ihren Ansprüchen.“

Sie gingen zu dem Tempelchen hinauf.

„Eine allerliebste Aussicht“, sagte Moncade, „die schöne Wiese, die sich gegen das Schloß hin senkt, und zu beiden Seiten die Bäume — ein Platz, um Zeit und Gegenwart zu vergessen und sich in das stille Wesen der Natur hineinzuträumen.“

„Sie haben recht“, antwortete der General, „und Sie empfinden so, wie ich es tat, als ich diesen Pavillon bauen ließ; aber das Leben hat mir nur wenig Augenblicke gegönnt, in denen ich träumen durfte. So steht nun alles still da . . . ein wenig unerfüllt, ein wenig zwecklos und im Grunde melancholisch — wie man selber. Genug, daß ich endlich in Frieden und Sonne sitzen und die Blumen sehen darf, diese ewig jungen Blumen . . . denn sind sie nicht immer dieselben? Sie wachsen auf ihrem

Stoße, keine von ihnen trägt einen Namen, sondern sie heißen alle miteinander. Was tut es, ob eine verwelkt? Die nächste blüht im gleichen Augenblick auf.“

„Es ist wie bei den Menschen“, antwortete Moncade. „Vielleicht erscheinen wir dem Auge Gottes ebenso.“ —

Seit er Charlotte alles erzählt hatte, was er wußte und vermutete, war sie noch glücklicher als vorher. Ihre Flucht aus dem Hause des Stadtkantors erschien ihr nicht mehr als ein so großes Unrecht. Sie beschloßen, die Ausöhnung mit den alten Ziehles zu suchen, sobald alles in gehöriger Ordnung sein würde. „Freilich ist bis dahin noch manches Hindernis aus dem Wege zu räumen“, sagte Moncade, „aber ich sehe die letzte Strecke vor uns, und es müßte merkwürdig zugehen, wenn mir jetzt noch der Atem zu kurz würde.“ Noch lag der ehrenwerte Sir Horatio wie ein Drache vor der Pforte zur Zukunft, aber der Drache war aus Gips, man würde ihn schon in die Luft sprengen können.

Am Abend des Gartenfestes mietete Moncade einen Wagen und fuhr mit Charlotte nach Grinzing hinaus.

Es war ein wunderbarer Sommertag gewesen. Über Wien ruhte der Himmel in tiefer Klarheit und schon vom Zittern der Sterne durchschimmert, und auf dieses süße und geisterleichte Tremolo der Dämmerung antworteten wie ein Echo die Zikaden aus den Weingärten, in denen noch die Wärme des Tages atmete.

An der Gartenpforte des Schloßchens standen zwei Jäger mit Windlichtern. Sie kannten Moncade und grüßten respektvoll.

Er ging mit Charlotte, die einen weiten, dunklen Mantel trug, durch das Blumenparterre und den Zauberduft seiner Nachtblüten, dann stiegen sie auf bequemen,

laternengefüumten Treppen langsam von einer Terrasse zur anderen hinauf. Die runden Wasserbecken waren umgeben mit Kränzen aus Lichtern, die in farbigen Glasbechern standen und deren Spiegelungen auf den Bronzeleibern der Putten spielten, die, Fische unter den Armen oder Muscheln am Munde, mattschimmernde Wasserstrahlen in das bunte Dunkel bliesen. Auch auf den Steinbrüstungen der Terrassen waren bunte Lichter gereiht, auf der untersten blaue, auf der zweiten grüne, auf der dritten rote und auf der obersten goldene. Von dort oben klang Musik herab; man sah die Schattenrisse der Gäste vor dem hellerleuchteten Schloßchen, aber auch im stilleren Dunkel der unteren Terrassen wandelten Masken in den Rosengängen.

Charlotte nahm ihr venezianisches Samtwisier vor, dessen Spizen ihr Gesicht bis zum Halse bedeckten.

Oben stand Allendorf, prächtig bestickt, soviel sich erkennen ließ, inmitten eines Walles von Reifröcken und fast verborgen hinter dem anmutigen Zinnenfranz von Frisuren und Puderperücken. Er strahlte und schwitzte in einem Grade, welcher der Schönheit des Festes durchaus angemessen war. Unmöglich, bis zu ihm vorzudringen.

Moncade hatte es nicht eilig. Charlotte sah zum erstenmal in ihrem Leben ein solches Fest und eine so glänzende Gesellschaft; sie war bezaubert und ganz gelöst von dem Eindruck. Ein Liebespaar, das niemand etwas mitzuteilen hatte als sich selber, gingen sie durch die Menge, fanden hier und dort einen stilleren Platz, von dem aus sie zu der Stadt hinunterblicken konnten, über deren Schattenriß, in der dunkelsamtenen Weichheit des Himmels, der Mond hing.

„Bist du noch unruhig?“ fragte Moncade.

„Jetzt nicht mehr“, antwortete sie, „denn dies alles ist so schön, wie ich es nicht einmal geträumt, sondern nur in einem Märchen gelesen habe — und was wäre in einem Märchen unmöglich? Es sollte mich nicht wundern, wenn mein schwarzer Mantel zu Boden fiel und ich mich ganz in Gold und Silber und als Prinzessin darunter fände, und es käme eine gläserne Kutsche, mit acht Schimmeln bespannt, und wir reisten geradeswegs in ein neues Königreich.“

„Wenn man's in die Gegenwart überträgt, so fehlt nicht viel, und es ist wahr!“ sagte er. „Bist du nicht alle die Jahre gewesen wie eine verwunschene Prinzessin? Nie hättest du geglaubt, daß ich einmal den tapferen Prinzen spielen würde. Aber da ist freilich immer noch der Drache — ich denke, er wird nicht übel hinter uns her fauchen, wenn er eines Tages merkt, was geschieht! — Hörst du? Die Musik beginnt hinter dem Schloßchen zu spielen, man wird sich zum Tanz finden, und Allendorf ist gewiß nicht mehr so belagert.“

Sie gingen ihn suchen.

Er stand noch auf dem gleichen Fleck wie vor einer Stunde, aber allein, und vor ihm hielt ein Lakai ein Tablett mit Champagnergläsern, die der General erschöpft und gewissenhaft austrank, eines nach dem anderen.

„Halt!“ sagte Moncade und trat hinzu. „Hier gilt's, einen Menschen vor der Sünde des Übermaßes zu bewahren — mit Verlaub, Euer Exzellenz!“

Er nahm zwei Gläser und gab eines davon Charlotte.

Allendorf leuchtete auf wie ein bengalisches Feuer, in das man noch eine Handvoll Pulver geschüttet hat. „Endlich!“ sagte er. „Sie haben die Belagerung gesehen, die

ich auszuhalten hatte? Immer hab' ich nach Ihnen aus-
geschaut und fürchtete schon, Sie würden nicht kommen;
ich wäre Ihnen ernstlich böse gewesen. Aber was meinen
Sie: Wie läßt sich der Abend an?"

„Über alle Begriffe gut!“ antwortete Moncade und
präsentierte ihm Charlotte, die einen gemessenen Knicks
machte. „Eine Dame, Herr Graf, die sich meinem Schutze
anvertraut hat, obwohl ich — beim Jupiter und bei mei-
ner Ehre! — nicht genau weiß, wer sie ist.“

„Wir werden es zu Mitternacht erfahren“, sagte der
Graf lachend. „Seien Sie aber sicher, gnädigste Frau,
daß Sie sich keinem Besseren anvertrauen konnten! Auf
Ihr Wohl — und auf das Wohl alles Schönen und
Unbekannten, das wir auf unserem Wege treffen!“

Sie gingen der Musik nach.

Auf dem Platze hinter dem Schloßchen wurde schon
getanzt.

Allendorf schlug den Weg zur Anhöhe ein, auf der das
von ihm so geliebte Tempelchen stand, durch das sanfte
Licht versteckter Lämpchen wie eine Erscheinung aus der
Nacht gezaubert. Er sprach mit Moncade und ließ sich
loben. Charlotte ging stumm an Moncades Arm.

Als sie das Tempelchen erreicht hatten, blickte der
General nachdenklich zu der Lichterbuntheit hinab.

„Sie haben recht, mein Lieber“, sagte er mit einem
kleinen Seufzer, „es ist wahrhaftig wie mit den Blumen:
die Jugend bleibt ewig, und das Leben blüht immer —
nur schade, wenn einem davon nichts übriggeblieben ist
als die Erlaubnis, zuzusehen!“

„Die Erinnerung“, antwortete Moncade, „hat den
Vorzug, daß sie alles Nebensächliche und Kleinliche ver-
liert und dadurch Ideale schafft.“

„Freilich, aber dafür verblaßt sie mit jedem Herzschlage mehr und rückt immer ungreifbarer in die Ferne.“

„Sollte das wirklich so ganz wahr sein?“ fragte Moncade mit ernstem Lächeln und sah an dem Grafen vorüber zu dem Tempelchen empor.

Allendorf, eigentümlich berührt, wandte sich und folgte dem Blick.

Er blieb regungslos.

An eine Säule gelehnt stand Charlotte. Sie hatte den dunklen Umhang fallen lassen und das Visier abgenommen und sah über die Männer hinweg in unbestimmte Ferne.

Die Lampen auf den Stufen beleuchteten ihr Antlitz von unten, das ganze Bild bekam dadurch etwas Unwirkliches.

„Elisabeth . . .!“ stammelte Allendorf. „Elisabeth . . .!“

Sie neigte den schönen Kopf und blickte ihn an, ohne zu lächeln.

„Die Vergangenheit gibt ihre Erinnerungen zurück . . .“, sagte Moncade.

Der General war wie versteinert.

„Ich träume — oder Sie können Geister beschwören . . .“

Der andere schüttelte den Kopf. „Es ist das Leben, das immer blüht, und die Jugend, die ewig bleibt. Der Name vergeht wie ein Hauch, aber das Unsterbliche altert nicht.“

Er führte ihn die drei Stufen hinauf, und Charlotte neigte sich vor Allendorf.

„Elisabeth kann ich Ihnen nicht zurückgeben“, sagte Moncade, „so nehmen Sie wenigstens Elisabeths Tochter, die ihren Vater gefunden hat!“



In diesem Augenblick und noch ehe der General ein Wort sagen oder Charlotte in seine Arme schließen konnte, geschah etwas völlig Unerwartetes, mit dem Moncade, so klug er auch alles geordnet, nicht gerechnet hatte.

Aus der tiefen Finsternis der Büsche nämlich löste sich eine lange, dunkle Gestalt, war mit unbegreiflicher Schnelligkeit da und lag ebenso plötzlich zu Charlottes Füßen wie ein schwarzes Seil, das aus der Nacht herabgestürzt ist.

Moncade, zurückgeprallt, rief: „Helf uns Gott, das ist Marjorie Hawkins!“ Er hielt Allendorf fest, der im ersten Schrecken eine Bewegung gemacht hatte, um Marjorie wegzureißen, und sagte rasch: „Elisabeths Dienerin!“

Die Alte blieb liegen, wo sie lag; sie küßte Charlottes Füße, schlug mit den flachen Händen wie rasend auf die Steinplatten des Bodens und keuchte dabei immer wieder nur das eine Wort: „Elisabeth, Elisabeth, Elisabeth!“

Charlotte, die sehr erschrocken war, begriff.

Sie beugte sich nieder und versuchte Marjorie aufzurichten, konnte aber nur erreichen, daß sie sich zu einer sitzenden Stellung erhob, Charlottes Knie fest umklammerte und ihren Kopf dagegenpreßte.

Der General sah Moncade an. „Ein Vierteljahrhundert lang ahne ich nicht, daß ich eine Tochter habe“, sagte er, durch das Groteske des Augenblicks ernüchtert und fast zum Lachen gebracht, „und nun, da ich sie finde, wird sie mir sogleich wieder entrisen! Erklären Sie mir doch nur, wie dieses ehrliche alte Gespenst so plötzlich hier erscheinen kam!“

„Commernacht!“ antwortete Moncade. „Genau weiß ich's auch nicht — aber es ist nun einmal so, und jedenfalls hat sie uns über einen von jenen Momenten hinweggeholfen, die so erfüllt sind von Bedeutung, daß man im Zweifel ist, wie man sich verhalten soll. Meinen Sie nicht auch, Herr General?“

Marjorie stand auf und rückte ihre Haube zurecht. „Wie können Sie mich ein Gespenst nennen, Sir?“ fragte sie.

„Was meint sie?“

Moncade übersetzte. „Was tun Sie hier, Missis Hawkins?“

„Ich bin oben, wo die Mauer aufhört, durch den Zaun gekrochen, um mir das Fest anzusehen, und plöz-

lich kamen Sie, und ich konnte nicht mehr verschwinden. Aber das ist nebensächlich. Dies ist die Tochter Elisabeths! Niemand wird sie mir entreißen!"

Moncade schüttelte lachend den Kopf. „Sie werden verstanden haben, daß dieser Herr ihr Vater ist!"

„Ja, und er sollte sich schämen, der alte Sünder, daß er den armen Engel so lange allein gelassen hat!"

„Ich will das lieber nicht übersehen!" sagte Moncade zu Allendorf. „Hören Sie, Marjorie, ich habe Ihnen schon in London erzählt, daß der General überhaupt nichts ahnte. Das beste ist, Sie machen sich jetzt auf demselben Wege davon, auf dem Sie gekommen sind. Ich verspreche Ihnen, daß ich Sie morgen mit Charlotte besuche."

„Schwören Sie?"

„Ich schwöre."

Marjorie nickte befriedigt, machte einen tiefen Knicks vor Charlotte, küßte ihre Hand und huschte mit der gleichen automatenhaften Pflöchlichkeit ins Dunkel zurück, mit der sie aufgetaucht war. Ihr Benehmen, so verständlich und so gutgemeint es gewesen war, hatte genügt, um die Stimmung für Moncades schöne Szene gründlich zu zerstören.

„Das Schicksal", sagte der General mit einer fast verlegenen Herzlichkeit und zog Charlottes Hand an seine Lippen, „hat offenbar etwas dagegen, daß ich meine Tochter umarme, ja, es fährt mir zwischen die natürlichsten Regungen des Herzens. Sie hätten mich weinen sehen können, Moncade, und ich hätte mich dessen nicht geschämt — aber mir scheint, man muß im richtigen Augenblick weinen oder gar nicht; ich bin nicht der Mensch, der Tränen auf Abruf bereit hat. Und nun

denken Sie: So, wie mir jetzt ums Herz ist, kann ich mich nur noch freuen!“

Er betrachtete Charlotte mit zärtlicher Verwunderung.

„Es ist wohl auch am besten so“, erwiderte Moncade.

„Eine Tochter, ein schönes, erwachsenes, bezauberndes Mädchen — mein Gott, Moncade, bin ich wahrhaftig schon so alt? Sie haben mir in den letzten Minuten viel auf einmal zugemutet, man muß eine gute Gesundheit haben, um das alles zu überstehen.“ Er vermied es — vielmehr er fand nicht die Wendung, Charlotte anzureden. „Ich ahne, daß die Geschichte, deren Schluß Sie mir zu erzählen haben, seltsam genug ist!“

„Sie würden sich Ihren Gästen gewiß nicht so lange entziehen können.“

„Da mögen Sie recht haben. Dieses verwünschte Gartenfest! Sagte ich's nicht: Das Schicksal hat etwas gegen mich. Was machen wir nun, mein Kind?“

Charlotte, endlich ins Gespräch gezogen, antwortete: „Ich wage kaum, Sie Vater zu nennen, Herr General. Auch mir hat Moncade erst vor wenigen Tagen das Geheimnis offenbart, und noch ist nicht alles geklärt.“

„Deine wunderbare Ähnlichkeit mit Elisabeth —“

„— könnte täuschen. Lassen Sie uns das Geheimnis auch jetzt noch bewahren, wenigstens bis morgen, wo wir alles in Ruhe besprechen können.“

„Ein kluges Mädchen, Moncade! Sollte sie das von mir haben?“

„Ich fürchte, man vermißt Sie bereits“, sagte der Hauptmann und wies zu den Tanzenden hinab.

Er ließ Vater und Tochter vorausgehen und folgte ihnen nachdenklich und mit dem Gefühl, daß die Welt auf alle Fälle unvollkommen sei. —

Die Karawane der Davies hatte die Alpen überschritten und ließ sich zunächst in Venedig nieder. Faustina Hassé erklärte dies für das vorteilhafteste: Hier wohnten ihre Freunde und Verwandten, hier hatte sie selber ihre größten Triumphe gefeiert — sie verschwieg freilich, daß dies schon mehr als dreißig Jahre her war —, hier sei das Publikum am kunstverständigsten und fortgeschrittensten. War es nicht durch den großen Lustspieldichter Goldoni dazu erzogen worden, in der Kunst etwas anderes zu sehen als nur einen groben Zeitvertreib? Und nirgends anders als im Teatro San Samuele, das damals Herrn Grimaldi gehört und wo Goldoni die ersten Erfolge in seiner Vaterstadt gehabt hatte, sollte Cecilie auftreten. Oh, Faustina würde das alles einzurichten wissen. Faustinas Ankunft, ihr Name, ihr Ruhm würden genügen, die Venezianer etwas Außerordentliches erwarten zu lassen, und Faustina würde alle Widerstände, alle Intrigen einfach zu Boden walzen.

Während sie dies auf der Überfahrt von Mestre zum hundertsten Male und mit einem ungeheuren Aufwand an Worten und Gesten darrat, nickte Edward Berwick in stiller Wehmut. Er glaubte nicht alles, aber der Ausdruck „walzen“ erschien ihm durchaus angebracht: Während der Reise über die Alpen hatte er das Gewicht von Faustinas Persönlichkeit genauer kennengelernt, als ihm lieb war.

Aus der engen Kutsche befreit, hatte er sich aufatmend an den Bug des Schiffes gesetzt, während Faustina hinten am Stern thronte, unaufhörlich aß und redete und sich benahm, als sei sie wenigstens die Königin von Saba, die zu Besuch bei König Salomo fuhr.

Als die Barke an der Piazzetta anlegte, machte er die

erbitterte und laut verwunderte Bemerkung, ob es nicht unerklärlich sei, daß der Doge nicht schon längst zum Empfang dieser größten Tochter Venedigs dasstehe?

Faustina warf ihm einen giftigen Blick zu. Sie haßte ihn, wie sie alles haßte, dem das Theatralische fehlte. Sie konnte schimpfen wie ein Gondoliere, aber gegen die stille Ironie in Edwards ganzem Wesen war sie wehrlos. Das Laute war ihr Element, deshalb hatte sie eine gründliche Abneigung gegen alles Schweigsame und Zarte — auch Marianne war ihr unheimlich und wurde von ihr mit einem opernhast tremolierenden „Poveretta!“ abgefan.

Marianne ertrug es mit Haltung, daß Faustina sie so beiseitesetzte. Vielleicht bemerkte sie es überhaupt nicht. Während der ganzen Reise hatte sie still und blaß in ihrer Ecke gesessen, fast ohne Teilnahme für die Gegend, durch die man kam. Cecilie dagegen, von Faustina gleichsam angesteckt und schon mitten in Bühnenfahrwasser, nützte neuerdings jede Gelegenheit, ein bißchen Theater zu spielen; sie war laut, ekstatisch und immer auf Wirkung bedacht, nichts war ihr lieber, als wenn die Leute auf sie achteten. Edward und nicht weniger Marianne hatten deshalb auf jeder Poststation Qualen gelitten, und so war die Reisegesellschaft allmählich in eine Stimmung geraten, die an stummer Gereiztheit mehr in sich trug, als auf die Dauer gut sein konnte.

Nun aber, da man am Ziel und nicht mehr in den Kutschen zusammengepreßt war, schien sich der Druck ein wenig zu mildern. Während der nächsten Tage mußte selbst Edward erkennen, daß Faustina mit großer Schwungkraft und Umsicht alles tat, was zur Vorbereitung von Cecilies Debüt dienen konnte. Sie mietete

eine hübsche Wohnung — soweit es derlei in Venedig überhaupt gab —, frommelte wirklich alle ihre Freunde zusammen, führte Verhandlungen mit dem Direktor des Teatro San Samuele, ließ gedruckte Zettel verteilen, empfing Besuche — Besuche von morgens bis abends!

Edward, der im Gasthause wohnte, mißbilligte gerade diese Besuche aufs heftigste. Er wußte, daß Marianne vor allem Ruhe brauchte, und die entseßliche Faustina machte einen Wirbel um sie, gegen den ein Jahrmarkt eine Totenfeier gewesen wäre. Und da einstweilen noch Marianne die Berühmte und Cecilie die Unbekannte war, so mußte Marianne nachmittags und abends ein Harmonikakonzert in ihrer Wohnung geben. Gelegenheit, Cecilie langsam in den Vordergrund zu schieben! Sie tat es um ihrer Schwester willen, aber ihre Gesundheit und der gestörte Zustand ihres Gemütes wurden dadurch nicht besser.

Edward machte den Versuch, sie gegen diese unsinnige Ausnützung zu schützen, aber das mißlang völlig.

Mariannes Vater, bei seiner Neigung zur Prahlerei von Faustinen entzückt und zudem meistens in irgendeiner Weinkneipe, verstand überhaupt kaum, was Berwick wollte, und verwies ihn an das Riesenweib. Edward ging mit dem Mut des Verzweifelten auf sie los und wäre fast geprügelt worden.

Sie brüllte wie ein Drak und verwüstete das erreichbare Mobiliar, drohte mit der Polizei — wobei es freilich unklar blieb, was die Polizei der Republik Venedig in diesem Falle zu tun gehabt hätte — und zwang ihn zu einem Rückzug, der bis an die Stubentür reichte und dann, als im Treppenhaus harte Gegenstände hinter Edward herflogen, zur Flucht wurde.



Dies geschah wenige Stunden vor Cecilies erstem Auftreten als Primadonna in der Oper „Caractacus“, und Faustina vergaß völlig, daß Edward dem Direktor des Theaters einen Beutel voll Dukaten gezahlt hatte, damit dieses erste Auftreten zustande kam.

„Weinet nicht, Kinder!“ schnaubte die Ungeheure, als sie, in der Haltung eines siegreichen Cäsars, wieder in die Stube trat. „Krach vor dem Debüt? Das beste Vorzeichen, das es gibt! Ich hätte ohnehin Krach gemacht. Krach unter allen Umständen, und wenn es mit mir selber gewesen wäre. Aber daß ich auf diesen sauren Engländer losgehen konnte, war mir natürlich lieber.

Hilf mir jetzt beim Anziehen, Cecilie! Ich werde in der vordersten Loge sitzen und aussehen wie die Kaiserin von Rußland!"

Marianne benutzte die Gelegenheit, aus der Reichweite von Faustinas Stimme zu verschwinden. Ihr armer Kopf mußte Ruhe haben.

Als sie aus dem Hause trat, stand Edward Berwick da, blaß vor Erbitterung. Zum erstenmal, seit sie ihn kannte, war er völlig ohne den kühlen Panzer seines Spottes.

Er stürzte auf sie zu. „Was sagen Sie zu dieser Frau? Ich weiß, daß ich ohne Zweck in der Welt lebe — aber sollte man dieses Vieh nicht totschiagen? Jetzt wäre ich dazu imstande!"

„Woher wollen Sie die Armee nehmen, um sie einzukreisen?“ fragte Marianne achselzuckend. „Und selbst dann würde sie durchbrechen, sie ganz allein, wie eine Herde wilder Büffel. Nein, derlei Feldzüge sind nichts für uns, mein armer Freund. Sie tun mir wahrhaftig leid — fahren wir ein wenig spazieren?“

Noch nie hatte sie ihn darum gebeten, noch nie Zeit gehabt, wenn er sie einlud.

„Marianne!“ sagte er und gab ihr den Arm. „Ist dies nicht wie der herrliche Augenblick, wenn die Sonne nach einem Gewitter auf das tropfenglikernde Land lächelt? Ein Regenbogen spannt sich vor das vergangene Grauen, und die Welt leuchtet in doppelt friedlichem Entzücken!"

Schweigend stieg sie in die Gondel.

Der Schiffer bog in den Großen Kanal hinaus und schlug dann die Richtung in die freie Lagune ein, nach Malamocco. Dogenpalast und Markusturm, vom Licht

der Nachmittagssonne umgoldet, blieben sanftglänzend zurück, die Gondel glitt lautlos über den Spiegel des stillen Wassers, auf dem hier und dort das helle Segel eines ausfahrenden Fischerbootes ruhte.

„Heiliger Frieden!“ sagte Edward, halb schwermütig, halb schon wieder mit der alten Selbstverspottung. „Keine Colfeggien, kein gestauter Atem, der dann in endlosem Triller aus Faustinas zarter Brust perlt! Nur die Stille klingt, ein Wiegenlied aus den Gedanken Gottes. Beneidenswerte Fischer! Weshalb leben nicht auch wir so?“

„Ja, weshalb!“ sagte Marianne, und ihr Auge war in der Ferne verloren.

„Sehen Sie das kleine Haus dort auf dem Inselchen? Wer hindert uns, es zu kaufen und da zu leben, wenn wir wollen?“

Ihr Blick kehrte aus dem Unbestimmten zurück, ernsthaft sah sie Edward an. „Sie sollten mir das Leben nicht schwerer machen, als es ist. Vieles, ach, alles hindert mich daran! Ich habe niemals mir selber gehört — das ist mein Schicksal. Nur meine unerfüllbaren Wünsche gehören mir — ein verzweifelter Besitz, Edward! Es gibt Menschen, die als Enterbte des Glücks geboren sind!“

„Aberglaube!“

„Sie dürfen mich nicht falsch verstehen“, sagte sie und lehnte sich müde zurück. „Es ist freilich wahr: in dem Villino dort drüben läge für viele das Paradies. Nicht für mich. Enterbte des Glücks, das heißt: was man möchte, liegt im Unerreichbaren, und was erreichbar ist, das wünscht man sich nicht. Unglücklichsein ist für mich

nicht Schicksal, sondern Wesen. Damit muß ich mich abfinden. Aber niemand kann mir zumuten, damit zufrieden zu sein!“

„Aberglaube, Marianne!“

„Wirklich?“ fragte sie, sonderbar lächelnd. „Und Sie? Geht es Ihnen denn anders? Sie tadeln mich, ohne zu merken, daß ich Ihnen einen Spiegel vorhalte. Wir sind auf demselben Stocke gewachsen, Edward, tief im Schatten — wollen Sie verlangen, daß eine Pflanze die Bahn der Sonne ändert, um ins Licht zu kommen? Ach, die Sonne ist immer die Stärkere und geht mitleidlos ihren Weg. Man hat uns an die falsche Stelle gesät, wir können nicht davon los — und das Schlimmste ist, daß wir diese Stelle insgeheim lieben.“

„Sie sollten nicht so reden, denn Sie tun mir damit sehr weh.“

„Ich tue Ihnen immer weh, das weiß ich. Warum lassen Sie mich denn nicht in meiner ganzen Armut allein?“

„Weil ich Sie liebe!“ antwortete er ruhig.

Das Mädchen schwieg lange. Endlich sagte sie: „Denken Sie daran, daß ich krank bin, kränker, als irgend jemand weiß! Es ist zu spät. Wissen Sie, daß ich seit vielen Wochen kaum schlafe? Meine Nerven sind durchaus zerrüttet. Eines Tages werden sie zerfallen wie verrostete Drähte, ich fühle das.“

„Aber es ist nicht zu spät, Marianne! Sagen Sie ein Wort, und Ihr Leben ändert sich von Grund auf. Heute abend ist das Debüt Ihrer Schwester — niemand wird bemerken, daß Sie nach dem ersten Akt das Theater verlassen, und morgen früh haben wir die Grenzen der Republik hinter uns. Erlauben Sie mir, daß ich Sie

irgendwohin begleite — nach Rom oder nach Spanien . . .“

Marianne sah ihn an und schüttelte den Kopf.

„Sie verschweigen mir etwas!“

„Ja, ich verschweige Ihnen etwas. Und deshalb wollen wir gar nicht mehr über diese Dinge reden. Sagen Sie dem Schiffer, daß er umkehren soll. Es wird Zeit, daß wir uns für Cecilies großen Abend fertigmachen.“

Das Teatro San Samuele war ausverkauft, dafür hatte Faustina gesorgt.

Sie selber thronte in der vordersten Loge, eine Gehenswürdigkeit für sich. Ihre Frisur glich einem gepuderten Turm, aus dem ziegelrote Straußfedern wie das Mündungsfeuer von Kanonenschüssen herausfuhren. Von den Ohren tropften falsche Diamantgehänge zu den nackten Schultern herab, und auf dem ungeheuren Dekolleté glitzerte ein breiter Strom von ähnlichen Kostbarkeiten. Dazu hatte sie sich kalkweiß und apfelrot geschminkt und baute vor dem ganzen Pomp ihrer Erscheinung einen riesigen Fächer auf, der infolge der Mächtigkeit des hinter ihm Stehenden unaufhörlich und in der bedenklichsten Weise schwankte, dann überwältigt umsank und den staunenswertesten Anblick freigab — bis ihn Faustina wieder aufrichtete und das erregende Spiel von neuem begann.

Da sie den ganzen vorderen Teil der Loge ausfüllte, so blieben Davies, Marianne und Edward, kaum sichtbar und durchaus nebensächlich, in der Dämmerung des Hintergrundes.

Der Kapellmeister hob den Taktstock, und nachdem das Vorspiel verklungen war, erschien Cecilie auf der Bühne.

Obgleich sie eine tragische Heldin darzustellen hatte, war sie auf das niedrigste gekleidet und geschnürt, trug eine Rose im Haar und stand in den entzückendsten seidnen Stöckelschuhen, die sich in Venedig hatten aufreiben lassen. Ihre Blondheit, die auch durch Puder, Schminke und Rampenlicht hindurchschimmerte, die rundliche, fremdartige Zierlichkeit ihres Wuchses und das aufreizend Kindliche, das in ihrem Wesen lag, wirkten, noch ehe sie einen Ton gesungen hatte.

Der Maestro dämpfte das Orchester. Cecilie begann ihre große Auftrittsarie, in der sie den verlorenen Geliebten beklagte.

Faustina war eine wunderbare Lehrmeisterin gewesen. Aus einem noch verhüllten Anfangsrezitativ entwickelte sich, gleichsam wie bei einer intonierenden Nachtigall, Klang und Melodie, immer heller, strahlender und reiner, mit der sichersten Natürlichkeit gebracht, schließlich in verwegener Selbstbefreiung hochklimmend und auf der erreichten Höhe hinschwebend — endlich wie das Auf- undniedersteigen eines silbernen Brunnenstrahles in Koloraturgängen und Trillern von zauberhafter Klarheit und als Abschluß ein so himmlisch hingehauchtes Pianissimo, wie man es selbst in Venedig noch nicht gehört hatte.

In einem andern Lande wäre es vielleicht unklug gewesen, daß eine Sängerin schon in diesen ersten Minuten alles zeigte, was sie konnte — aber Faustina verstand sich auf die Venezianer: Mißtrauisch und spottfüchtig, wie sie waren, zumal gegen eine Fremde, mußte man sie beim ersten Ansturm über den Haufen rennen. Und das war der kleinen Cecilie in einem Maße gelungen, vor dem sie nun fast selbst erschraf.

Das Theater brach los wie der Donner nach einem blendenden Blitz. „Bis! Bis!“ — Wiederholung wurde verlangt und von Cecillie nach einem Duzend der tiefsten Knickse gegeben.

Jetzt, freigesungen bis in die letzte Nerven Spitze und schon aufwärtsgerissen vom Beifall, war sie womöglich noch besser als das erstemal. Seit Faustinas eigenen Triumphen hatte Can Samuele keinen solchen Sieg erlebt!

Der unglückselige Tyrann Caractacus, der in den Kulissen stand, von einem Fuß auf den andern trat und das Zeichen erwartete, um mit finsternem Groll auf die Bühne zu stürzen, hätte inzwischen wenigstens drei ausgiebige Wutanfälle haben können. Als er nun endlich erscheinen durfte und als die Handlung, soweit davon die Rede war, weiterging, blieben alle Personen außer Cecillie völlige Nebensache. Sie hätte ebensogut die Preise vom gestrigen Kornmarkt oder den Küchenzettel singen können — man achtete weder auf den Sinn noch auf Handlung, ach, man wollte überhaupt nichts weiter als das süße, von himmlischer Reinheit beseelte Flöten dieser Stimme!

„L'Inglesina!“ tobte die Galerie.

Die kleine Engländerin war in einer Stunde zur Königin von Venedig geworden.

Seit diesem Abend kam das Leben der Schwestern in einer absonderlich unfaßbaren Weise immer mehr auf die Bahn des Unwirklichen. Sie fühlten es, aber sie konnten nicht davon sprechen; denn es ließ sich kaum mit Worten bestimmen, und nur wenn sie in einer der ganz lautlosen Nächte Venedigs im Bett lagen, fand sogar Cecillie bisweilen keinen Schlaf, versuchte zu grübeln, gab

es auf, starrte zu dem Fensterviereck hinüber, in dem der Sternenhimmel stand, und atmete bedrückt.

„Marianne?“

„Ja?“

„Du schläfst also auch nicht?“

„Du weißt, daß ich fast nie schlafe. Was gib't's?“

„Mir war so, als fürchtete ich mich . . .“

„Wovor?“

„Nein, ich fürchte mich nicht, aber ich habe Angst!“

Und als Marianne schwieg: „Wenn ich denke, wie unser Dasein geworden ist . . .! Wenn ich an Long Acre zurückdenke, an die armselige kleine Wohnung, an die vielen Musikstunden, und wie wir mit Kinderfingern unsere Kleider nähten und dazwischen eine Art Mittagessen kochten, und das Küchenfenster mußten wir schließen, weil der ganze Abfallgestank vom Hof hereinkam. Und dann war wieder einmal kein Pfennig Geld im Hause! Und wir wußten kaum, daß es Wiesen und Bäume gab! Es war ja gewiß nicht schön, nein — aber sonderbar: ich denke doch gern daran, und dann kommt es mir manchmal vor, als wären wir damals sehr glücklich gewesen! Du darfst mich aber nicht anlachen, Marianne!“

„Ach nein, ich lache dich nicht aus.“

„Gehst es dir ebenso?“

„Vielleicht!“

„Ja . . . wirklich sonderbar! Wenn ich's nur so sagen könnte, wie mir zumute ist. Aber das Denken, weißt du, war niemals meine starke Seite. Mir ist, als wäre dies alles nur ein Traum, den man zwar sehr lebhaft träumt, aber im abseitigsten Winkel des Gehirns ist doch noch das Bewußtsein, daß es sich eben um einen Traum handelt. Verstehst du, was ich meine?“

„Recht gut! Ja, und ich weiß, was du weiter sagen willst.“

„Wahrhaftig? Nun, dann sag du es, du kannst es gewiß besser.“

„Man träumt also und denkt dabei: Ach, wie schön ist doch dies alles, genau so, wie ich es mir schon immer gewünscht habe . . . Aber ich bilde mir natürlich nicht ein, daß es Wirklichkeit ist, o nein, sondern ich weiß recht wohl, daß ich aufwachen und als ein armes kleines Mädchen in meiner Kammer in Long Acre liegen werde, und dann werde ich gewiß schrecklich traurig sein, daß der Traum nun vorbei ist . . . Infolgedessen — denkt man im Schlafe — wäre es vielleicht besser, ich träumte überhaupt nicht, und dieser ganze Traum, der mir jetzt so schön erscheint, ist in Wahrheit ein abscheulicher Traum, der mich sehr unglücklich machen wird!“

„Ja!“ sagte Cecilie mit einem Schauer in der flüsternden Stimme. „Ja! Genau so ist es!“

„Dann aber“, fuhr Marianne fort, „geht der Traum eben doch weiter. Cecilie Davies ist eine bewunderte Sängerin; die Leute jubeln ihr zu; sie tritt in einer seltsamen Stadt auf, in der es weder Pferde noch Wagen gibt, sondern wo dunkle Gondeln wie im Schlaf über das Wasser und an Palästen vorbeigleiten; Cecilie ist nicht mehr das arme Kind von Long Acre; Blumen, Süßigkeiten, schöne Kleider und Schuhe, Schmuck, Goldstücke — alles hat sie, und auch zu den Palästen blickt sie nicht mehr sehnsüchtig hinauf, denn sie weiß recht genau, wie sie innen aussehen . . . denn die reichen, vornehmen Herren, die in diesen Palästen wohnen, liegen ihr zu Füßen und geben große Feste ihr zu Ehren, und Cecilie trinkt Champagner, sie tanzt und lacht und ist abends fast

nie daheim, ja ... Und dann ist sie natürlich stets verliebt, und manchmal, wenn ihre Schwester morgens aufwacht, ist Cecilie überhaupt nicht nach Hause gekommen. Und dann erscheinen der Gesandte des Herzogs von Parma und der Gesandte des Königs von Neapel und laden sie ein, bei Hofe zu singen, und das wird sie tun ... Ja, so geht der Traum weiter. Aber ... Cecilie?"

Sie lauschte.

Unten am Hause gluckste das Wasser leise in den ausgewaschenen Mauerfugen. Cecilie atmete tief und ruhig.

Marianne stand auf, zündete die Kerze an und trat vor das Bett ihrer Schwester.

Cecilie war eingeschlafen. Ein glückliches Lächeln lag auf ihrem runden Kindergesicht. Sie träumte.

